

Sturmflut:  
Briefe vom  
Rand des Lebens

*Karl-Heinz Arnold*  
(1996)

Nah ist nur Innres,  
alles andere ist fern.

*Christian Morgenstern*

1

Es war ein langer Winter. Zwar brachte seine Kälte auch das Eis, das sich nach und nach auf dem Wasser bildet und durch seine träge Schwere die Wogen glättet, doch zehrte er. Gegen sein Beharren anzutreten, forderte jedwede Kreatur. Die Nasen liefen länger als sonst, und auf den schmalen Flecken, die wir um diese Zeit für gewöhnlich unsere Weiden nennen, hockten schmutzige Flecken von altem Schnee, sich abwechselnd mit jenem fahlen Grau, in das ersterbendes Gras sich nach zu langer frostiger Besetzung färbt.



Der Stand der Sonne – unsere Verheißung. Jeden Tag erhob sie sich, stieg auf ihrer Bahn, die keine Witterung kennt. Sie strebt höher hinauf, das wussten wir. Aber zu selten fühlten wir ihre Wärme – noch. Manchmal, gegen Mittag, wenn wir an das Fenster traten, blendete uns ihr Licht, und an den Wangen spürten wir einen fast winzigen Unterschied.

Wir blickten nicht gern hinaus. Denn jenseits der Weide, kaum einen Steinwurf entfernt, begann schon seit Tagen das andere Element. Und es rückte näher heran, näher an das Fenster, unserem Hause zustrebend wie einem Ziel. Denn in der Weite des Watts findet die Flut keinen anderen Widerpart als die Erdbauten der Menschen. Deiche, Warften, hügelhaft erhöhte Inseln, sie bilden jene Grenze, deren Überschreitung der Flut untersagt sei.

Zweimal täglich kehrt das Meer zurück. Es kann nicht anders. Sein Gesetz steht in den Gestirnen des Firmaments, die bekanntlich weder lügen noch übelwollen. Sie bedingen, fast bedingungslos. Wir wussten das, doch mit jedem Sommer vergaßen wir die Sturmfluten, die nicht in jedem Frühjahr kommen. Die Berechnungen sagten, dass unser Haus hoch genug stehe. Die Geschichte allenfalls kenne Verwüstungen des Meeres aus einer Zeit, die zu wenig Vorsorge habe treffen können. Der Meeresspiegel steige, langsam, ein Menschenleben reiche nicht aus, diesen Unterschied zu bemerken.

Vorgestern mussten wir den kleinen Keller räumen. Wasser dringt durch dessen Boden und durch die Wände. Salziges Wasser. Wenn wir bald auf den Dachboden steigen und von dort die mittägliche Portion Kartoffeln holen, wenn wir diese Früchte der Erde in den Topf gegeben haben, dann fügen wir mit dem Brunnenwasser das Salz hinzu. Es darf nicht fehlen. Am rechten Ort.

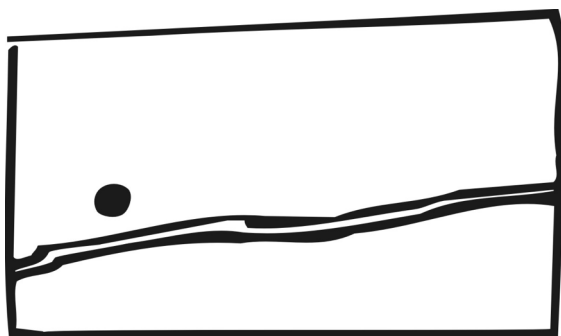
Wenn wir miteinander sprechen, reden wir laut, lauter als vor einer Woche. Denn es pfeift. Tag und Nacht. Es hört nicht auf. Rasender Wind. Von Nordwest. Der Sturm hindert das Meer am Rückzug. Wie eine unsichtbare Mauer in der Ferne des Atlantiks stemmt er sich gegen die kosmischen Kräfte. Dann laufen die Fluten höher und höher auf.

Dann ist jetzt.

2

Warum leben wir hier? Es gibt sichere Plätze, Orte, die dem Meere ferner sind, Häuser, die auf Bergen liegen, dem Himmel scheinbar näher. Diese Häuser sind nicht unsere Häuser. Gewiss, sie könnten es werden; auch sie bieten Raum, Schutz, ermöglichen Behaglichkeit, und sie gewähren Dauer.

Unser Haus ist nicht von uns erbaut. Andere taten dies – vor uns. Für wen? Den Keller haben wir schon einige Male leergeschöpft, das Mauerwerk gerichtet, das Salz entfernt. So ganz gelingt dies nie, der Geruch nach dieser Zutat des Meeres bleibt und haftet in seltsamer Steigkeit. Feucht ist dieser Keller. Es soll Häuser mit trockenem Keller geben, auf diesen Eilanden, aber sie stammen aus einer anderen Zeit.



Wenn das Wasser steigt, wird unser Raum knapp. Dann dichten wir Türen und Fenster und hoffen auf die Gnade des Windes, denn gegen die Wucht seiner Wellen nutzt diese Grenze nichts. Auf dem Dachboden finden nicht alle Möbel Platz. Dorthin werden wir uns zurückziehen. Eine Zeitlang.

Bei Sturm ist das Meer kaum zu erkennen. Die Gischt der Wogen steigt gewaltig auf, mit riesigen Schleiern verhängt sie die gewohnte

Weite. Dann verbinden sich die Elemente. Fast tanzend nähern sich die aufgetürmten Wasserwände, schwankend, in sich gänzlich ohne Halt, nur im Vorwärts dürfen sie bestehen. Ihre Häupter tragen weiße Kronen, ihre Kräfte sind majestätisch, ihr Gewicht unermesslich, ihre Schäden groß.

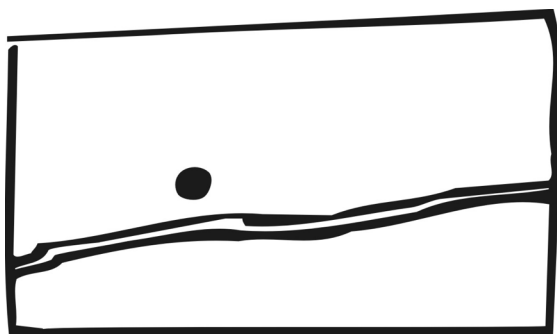
Manchmal schauen wir ihnen entgegen, sehen sie kommen und treten dann unwillkürlich einen Schritt zurück. Trotzdem: wir senden ihnen den Blick entgegen. Sie sind nah, sehr nah. Ihre Gestalten spielen; sie wenden sich gegen die verordnete Pflicht, nieder zu bleiben, sich ausgleichend auszubreiten. Die Farben des Himmels wählen sie als ihr Gewand, dessen Stoff grob ist, viel zu grob für die Feinheiten jenes Blau, das Gold und Silber kennt, auch jenes tiefe Grün der tiefsten See.

Hier im Watt lebt der Untergrund des Meeres – so fruchtbar, wie in keiner andren Sphäre. Und jede rasche Welle, die ihn quert, muss dieses Leben grüßen. Sie muss sich kleiden mit dem Kleid einer verborgenen Welt, die zweimal täglich beides ist: Land und Meer – wässrige Erde, irdenes Wasser. Deren Färbung färbt jede Flut; brauner Schlick durchdringt jede Woge und reist mit ihr.

Zu uns.

3

Was kommt nach der Flut? In unseren Gedanken sind wir oft dort, in unserem Haus, im Garten, bei den Rosen, auf den Weiden. Wir erinnern uns an den frischen Wind, der Wolken und Segelschiffe treibt, dessen Geruch dem Meere gleicht, über dessen Weiten er dahinfährt, scheinbar zu uns, doch weiterstrebend, immer gegen Westen, gegen den Lauf der Sonne, bald drängend, manchmal fast zärtlich streichelnd, selten nur rasend in blinder Wut. Das war einmal.



Selten waren unsere Sommer heiß. Aber warm – und wärmend. Abends, wenn der Wind sich wendete, saßen wir oft vor dem Hause und suchten jene Augenblicke, in denen kleine weiße Wolkenfäden wie aus dem Nichts am Horizont erschienen, zu zarten Schleiern sich verwoben und der rötlich werdenden Sonne ihr Geleit antrugen. Immer fühlten wir in uns dieses Hoffen, unsere unstillbare Sehnsucht, dass es anders komme. Schon rundete sich die Sonne nach ihrem Tag und kleidete sich mit jenem Rot, das nur der

Abend kennt. Sie stieg hinab. Ihr Werk war getan. Würde sie es einmal wagen, einzutauchen mit all ihrer Größe in das Graublau dieser Fluten, langsam darin ersterbend – ihren Untergang im nordischen Meer?

Doch es geschah nie. Immer erhob sich der verbergende Schleier und entzog unseren Blicken das, was dort geschah. Und wir fühlten mit vertrauter Gewissheit, dass es merklich kühler wurde. Sie war nun fern. Die Nähe der Ziegel meldete sich, ein wenig wohlige Wärme sendend. Wir saßen vor unserem Haus. Der Abend war da.

Andere Meere sollen andere Sonnen kennen, solche, die sich nicht zieren, die offen und glutrot in die Fluten steigen. Dort ist nicht hier. Seit gestern dringt Wasser in unseren Flur. Der Teppich ist nass. Unser Keller – schwimmt. Unsere Wiesen: das Meer. Unsere Hallig: das Haus.

Wir stehen morgens auf. Dann schauen wir aus dem Fenster. Unsere Blicke sagen uns alles. Wir frühstücken, wir essen zu Mittag, wir essen zu Abend. Dann sitzen wir beisammen, wie schon den ganzen Tag. Und wir hören von dem, was war. Was sein wird, wissen wir nicht, aber wir ahnen es. Ein jeder in seiner Weise. Manchmal sprechen wir über das Morgen.

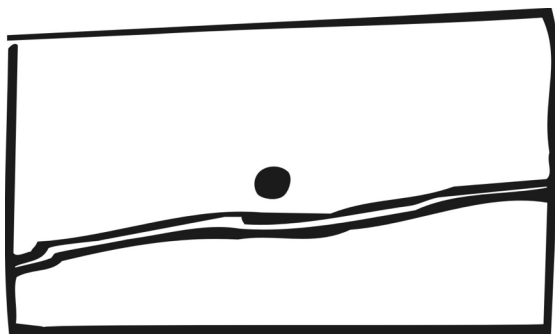
Dann kommt die Nacht. Wenn der Schlaf fehlt, bleiben die Gedanken. Wir haben Angst. Und wir hoffen. Wir warten. Auf die Wendung.

Der nächste Morgen kommt bestimmt. Wir werden ihn begrüßen, wie einen Freund.

Das Meer ist kalt. Und feucht. Nass. Wenn wir die Tür zur Stiege öffnen, ist es ganz nah. Zu nah. Nicht alle Möbel konnten wir auf den Boden schaffen. Jetzt stehen sie im salzig braunen Wasser, das aus Diele, Küche und Wohnraum Kanäle bildet; lagunenhaft ruht unter uns die Flut. Wir leben im Meer.

Es muss einen ungewöhnlichen Grund gegeben haben, damals, als Menschen sich diese Eilande zu ihrer Heimat wählten. Waren sie auf der Flucht und suchten sie hier ihre Rettung, am äußersten Rande, schon einen Sprung weit hinein in das Meer? Blieb ihnen keine andere Wahl als diese letzte Station vor dem Untergang? Oder leitete sie anderes? War es der rechte Ort zum Bleiben?

Die Wände unseres Hauses stehen schon lange jenseits des Trockenen, zu lange. Sie nehmen Schaden. Wir wissen, daß diese Ziegel und dieser Mörtel dem Meere trotz, eine Zeitlang. Dann gibt er nach. Diese Zeit ist überschritten, der Schaden ist da, unsichtbar noch, verborgen in den Grundfesten unserer Behausung. Was wird werden?



Wenn es zu viel wird, könnten wir gehen. Wir ließen alles zurück. Dies hat vor uns kaum ein anderer getan. Im Grunde blieben alle, bis zum Letzten.

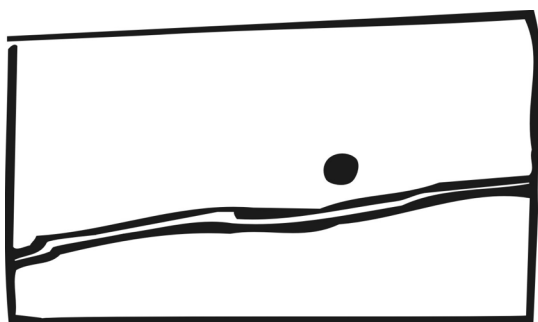
Das Leben auf dem Dachboden ist unbequem. Von Tag zu Tag fehlt mehr. Und das Wasser stieg. Wir bewohnen keine Insel mehr, wir leben in einem Turm, den die wogende See umschließt. Vielleicht ein Zeichen für menschlichen Mut und Tapferkeit, von ferne betrachtet, vom Lande aus.

Es pfeift nicht mehr. Bemerkte haben wir es anfangs nicht. Wann ließ der Sturm nach? Diese Frage fragten wir uns, ungläubig noch in den Wert der Antwort. Wenn der Sturm nachgelassen hat, folgt seinem Beispiel die See, gewiss. Mit der ihr gemäßen Beharrlichkeit wogt sie nach, eine oder zwei Fluten lang, dann schwinden ihre Kräfte. Kehrt der Sturm zurück, steigt das Wasser rasch. Was wird sein?

Die gleiche Frage, wiederholt gestellt, beantwortet mit all der Unsicherheit und begleitet mit unsäglicher Hoffnung, änderte sich. Nicht dass wir sie anders stellten, wir wollten sie fragen, wir meinten das Künftige, das vor uns Liegende, die nächsten Stunden, Tage vielleicht sogar. So sprachen wir miteinander und mit uns selbst. Das Wasser steigt nicht weiter. Der Blick aus dem Fenster, der Blick in die Diele hinab, der Blick in unsere Gesichter – was soll werden? Was darf, was muss werden?

Still nahmen wir sie mit, diese Ahnung, mit uns und unseren Gedanken hinein in die gleichförmigen Tage und die oft langen Nächte. Sie füllten sich, sanft, zart, neu, anders.

Nur Gegenwart und Zukunft gestatten den Hader. Die Vergangenheit ist schon geworden, alles darin war und wird nicht mehr, es sein denn, es lebt sich fort und wird gelebt, in das Jetzt hinein. Der Blick zurück fällt in die Welt ewiger Gesetze, deren oberstes besagt, dass alles, was geschah, geschehen musste. Dass das Wasser stieg, weil anders unsere jetzige Lage nicht entstanden wäre. Unser Jetzt baut auf dem Früher, auf dem unsrigen ebenso wie auf dem anderen der Anderen. Unser Bald liegt noch vor uns, unbekannt, und schon sich nahend wie das Schicksal, das kommt und dem wir gleichwohl entgegenstreben. Was ist dort beschlossen? Was wird unser Früher sein, das so zu uns gehören wird wie alle Höhen, Tiefen und die ruhigen Tage, die wir noch kennen, die wir vergessen und die wir gegen das Vergessen in uns wach erhalten?



Die Flut ist gekommen; es sollte sein, andernfalls wäre sie ausgeblieben. Dass sie auch unser Haus erreicht, musste geschehen, ansonsten säßen wir nicht hier, auf dem engen Boden, in unserem Haus, mit den Gedanken kreisend um das Rätsel des Morgen und Übermorgen. Denn die Vergangenheit enthält keine Möglichkeiten mehr. Und doch: sie erlaubt Fragen, deren Antworten sie nicht enthält.

Wohin die Gedanken wenden? Auf die Höhen der nächsten Flut, und der übernächsten, und der folgenden, und ... ? Dieses günstige Morgen erhoffen wir, wir ersehnen es. Das Wasser muss fallen. Niemals hat eine Sturmflut überlange andauert, endlos war sie nie, immer ist das Wasser gewichen, dies musste so sein und dies wird so sein. Wir wissen es. Doch im Jetzt hilft es uns kaum.

Wir warten. Indem wir warten, bemerken wir, dass sich das Warten verändert. Wir hoffen. Und auch das Hoffen wird ein Anderes. Nicht dass wir unser Ziel verlören, aber unsere Betrachtungen messen nicht mehr so entschieden die Entfernung zu jenem Fluchtpunkt der Gedanken. Der Drang hat ein wenig nachgelassen, jenes Morgen noch heute zu erreichen.

Wir warten und bemerken, dass wir warten. Diese Feststellung beunruhigte uns, zunächst. Mit ihrer Dauerhaftigkeit verliert sie sich. Man kann nicht unausgesetzt warten. Unser Blick wendet sich. Auf das Kommende warten wir, gewiss, und doch schauen wir zurück. Wir sehen das Gewordene, den Lauf des Lebens, unseres Lebens. Wir haben plötzlich nichts anderes als Zeit, diesen Weg zu sehen. Er liegt vor uns. Wir drängen uns nicht, wir fragen noch nicht, wir sehen.

Am nächsten Morgen stellten wir fest, dass brauner Schlick den Dielenboden bedeckt, gläsern feucht, nicht aber nass.

6

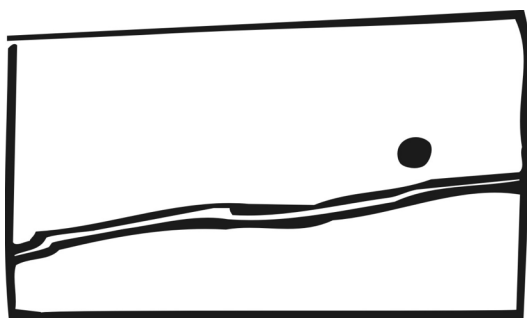
Den Tag beginnen. Den Mittag erreichen. Den Nachmittag gestalten. Den Abend erleben. Die Nacht – überstehen. Jeden Tag, und jede Nacht.

Der Schlick auf der Diele trocknet nicht.

Wir beginnen unsere Tage anders. Dies ist so. Es ist so geschehen, und es stellt sich ein wie alles, was geworden ist. Wir unternehmen nichts dagegen. Dafür haben wir nichts getan. Dies sagen wir uns, im Stillen.

Zunächst fiel auf, dass wir das Frühstück ein wenig später bereiteten als sonst. Auch auf dem Dachboden galten die gewohnten Regeln unserer Tage; warum auch nicht. Wir wichen davon ab. Geringfügige Verschiebungen stellten sich ein, zunächst gänzlich unbemerkt, dann mit Beiläufigkeit registriert, schließlich wie fest beschlossen, gleichwohl nie erörtert.

Auch die Anderen verweilten an jedem beginnenden Morgen dort, wo das Meer nicht ist. Wir blickten hinauf. Das Meer liegt vor uns, um uns, zum Horizont hin scheint es ein wenig anzusteigen. Unsere Augen gleiten über die Wasser. Wir schauen auf das Meer – hinab, hinaus, niemals hinan.



Aber die Wolken, jene rasch wechselnden Kleider des Firmaments, sind nicht dort. Unser Blick vermag sie zu erreichen, in dem nur die Augen ein wenig nach oben sich wenden. Dann sehen wir den Himmel. Und dann folgte immer die seltsam gleiche Entscheidung: Sie senkten sich, die Augen verharrten nicht in jener vielleicht unbequemen Lage. Ihr Bleiben verlangte mehr.

Ein jeder von uns betrachtete einen jeden Morgen das Bild der Wolken am Himmel. Dazu reichten die kurzen Sprünge der Augen nicht. Ein jeder von uns erhebt sein Haupt und richtet seinen Blick gerade und frei, innehaltend in dem Gewohnten, hinaus aus der Ebene des Sonstigen, hin in die Sphäre über uns. Wir erheben unsere Häupter. Und wir betrachten, eine Weile lang, gleichwohl nicht lange Zeit. Länger jedoch als damals.

Was sahen wir? Kleine und große Massen drängten sich in-, neben-, übereinander, bewegten sich in Bewegung, färbten sich, bewölkten im wechselhaftem Treiben, immer neu, immer anders, und dennoch: ein Vordergrund vor etwas Anderem. Auch ein Grund selbst, denn mit den Tagen scheint die Rätselhaftigkeit dieser unsteten Welt zurückzutreten. Wir blicken anders. Wir schauen. Wir sehen.

Wir grüßen den Tag. Einen jeden. Neu.

7

Wenn die Flut sinkt, ändert sich unsere Lage. Die Diele fällt trocken. Die Stube fällt trocken. Die Küche ist trocken. Im Keller herrscht Flut. Vor dem Haus ist alles braun. Die Ränder der Wiese zeigen sich. Unsere Lage hat sich geändert: ein wenig.



Tag für Tag beisammen auf engem Raum, das waren und sind unsere Tage. Wir kennen uns, wir kennen uns gut, sehr gut. Das, was wir das Persönliche nennen, scheint sich gleichwohl zu verbergen.

Der Andere ist anders, gewiss. Er verhält sich anders, soweit er überhaupt Gelegenheit hat, etwas zu tun. Denn bei Sturmflut auf dem Dachboden zu leben, lässt selten mehr zu als einige Gewohnheiten. Hinzu kommen die

Momente heller Angst, die Stimmungen des Hoffens und die dunklen Täler des Verzagens. Da wir schon lange auf diesem Eiland leben, trifft uns nicht die erste hohe Flut.

Ein jeder von uns hat seine Stärken. Und seine Schwächen. Die Summe von beidem bringt so etwas hervor wie das Normale, nichts Besonderes also, eben Jemanden, den man gut kennt. Wenn die Tage sehr lang werden, wird das Gespür feiner. Unmerklich haben wir uns auf die Suche begeben. Deren Ziel ist das Unentdeckte, das Verborgene, das Neue.

Wir wissen, dass wir die ganze Wahrheit nicht ertragen. Weder über uns selbst, noch über die Anderen. Denn wo alles offenbar ist, da fehlt plötzlich jede Frage, und wo keine Fragen mehr sind, da ist alles bekannt, wie immer. Und es verliert sich das Neue, das Unverständene, das Unvollendete, das werdende.

Auf dem Dachboden sahen wir zurück. Wir erblickten, wenn auch nur für kurze Zeiten, die Bahnen des Lebens, die aus dem Verschwommenen in den Vordergrund traten, ein Bild des Soseins gebend, faszinierend, flüchtig, bald schon, durch den Zugriff präziser Fragen irritiert, sich entfernend.

Warum können wir nicht verweilen? Warum nicht bleiben im Angesicht dieser Lebenswege, die aus dem Irgendwo kommend einander zustrebten und dann wiederum in seltsamer Bewegung Abstand nehmen oder Nähe schaffen?

In jenen seltenen Augenblicken des Sehens fanden wir unsere Insel nie. Auch die Flut war nicht zu erkennen. Dies alles schien fern. Nah war nur der Weg, der eigene und der der Anderen.

Wenn diese Bilder schwanden, schauten wir zumeist etwas seltsam drein. Anstatt den Blick zu senken, blickten wir hinauf, als ob wir noch etwas sagen wollten.



## *Nachtrag*

Diese Briefe entstanden, als ein nahestehender Mensch schwerste Krankheit in gänzlicher Kliniksisolation zu erdulden hatte. Das Überleben gelang – für eine kurze Zeit. Dann setzte das Sterben ein, und dem Schreiber versagte das Schreiben.